

51
1917
24. II. - 13. III.
empire Politik
31.

Deutsch-Oesterreich in Berlin.

Es ist eigentlich falsch, zu sagen: 1866 hätte Deutsch-Oesterreich von Deutschland getrennt. In Wahrheit war diese Trennung schon viel früher da, und bereits seit 1848, zumindest seit 1859 hat man auf sie mit Bewußtsein und Absicht und häufig auch mit fanatischem Eifer hingearbeitet. Die ganze Geschichte des Nationalvereins ist im Grunde nichts anderes als ein einziges leidenschaftliches „Los von Oesterreich“. Das hat man in jenen Zeitläuften freilich noch nicht immer so nackt sagen mögen. Die Trennung, philosophierte Miquel einmal zu Anfang der 60er Jahre, sei im Interesse der Deutschen Oesterreichs, die mit dem geeinigten Deutschland als mächtigen Rückhalt erst in stand gesetzt würden, ihre weltgeschichtliche Aufgabe zu erfüllen, deutsche Kultur nach Osten zu tragen und ihr die Verbindung mit Donau und Levante zu sichern. Gewiß, so hätte es kommen können, und vielleicht war es sozusagen die historisch-politische Generalidee, der nachzuleben auch heute noch verlohnte. Aber als es dann so ganz anders kam, hielten wir das für natürlich und durchaus in der Ordnung. Wir hatten soviel mit uns selber zu tun, mit Handel und Wandel, Technik, Uebersee und inneren Feinden, die, wenn wir nicht auf sie kiefen, wir uns schleunigst erfanden. In den letzten Jahren vor dem großen Krieg begann leis eine Gegenbewegung einzusetzen. Im Verein für das Deutschtum im Ausland, dem alten Deutschen Schulverein, und zum Teil auch im Alldeutschen Verband, war man sich des Zusammenhangs mit den deutschen Stämmen Oesterreichs ja immer bewußt geblieben und hatte für sie geworben und gearbeitet. Aber das war ein Häuflein und, wenn es hoch kam, waren es ihrer zwei. Und auch die Welle, die nun von jenem Teil der deutschen akademischen Geschichtsforschung ausging, der nicht mehr so ganz ohne Bedenken und Vorbehalte in die Posaunenstöße der Sybel-Treitschke-Schule miteinstimmen mochte, erfaßte doch nur eine dünne Oberschicht der deutschen Bildung. Erst der große Krieg brachte hierin einen Wandel und trug in weitere Kreise, wenn auch noch nicht in die Massen, was bisher nur die Sonntagsidee besonders gestimmter, enger Gefolgschaften gewesen.

Von drei Seiten, oder besser vielleicht auf drei verschiedenen Wegen suchte man dem Problem nun beizukommen. Die einen legten das Hauptgewicht auf das Wirtschaftsbündnis, von dem sie meinten, daß es alles andere mit Notwendigkeit nach sich ziehen würde. Das waren die, die man am ehesten verstand, wenn schon man ihnen nicht gleich und nicht allenthalben folgte. Die anderen hofften,

durch Zusammenkünfte und persönliche Begegnungen, insbesondere solche von Abgeordneten, ein Stück weiterzukommen. Deren haben inzwischen ein paar in Salzburg stattgefunden, und für die nächste Zeit bereitet man eine neue auf reichsdeutschem Boden, diesmal in Berlin, vor. Aber es ist seltsam: gerade mit diesen Zusammenkünften wollte man sich bei uns nicht recht befreunden. Viele meinten: es läme ja doch nichts heraus, und waren geneigt, von vornherein ihre Beteiligung abzulehnen. Hernach wieder vernahm man die Klage: die Liebesmüh' wäre umsonst gewesen, mit leeren Händen wäre man heimgekommen. Sah man näher zu, so fand man für Ablehnung wie Bedauern dieselbe Quelle: den Mangel an Resolutionen, die schwarz auf weiß nach Haus zu bringen waren. Ich habe, ob schon ich mich bald ein Vierteljahrhundert bemühe, in das Wesen politischer Betätigung und politischer Dinge einzudringen, nie ergründen können, warum die Entschlüsse, die man in Vereinen und Versammlungen faßt, eine so mystische Verehrung genießen. Sind sie denn wirklich mehr als Drucker-schwärze auf Papier? Wohnt ihnen eine geheimnisvolle Kraft inne, auch die Nichtwollenden zu binden und zu lösen. Die Abgeordnetentage sind ja keine neue Erfindung. Wir haben sie schon einmal gehabt zwischen 1862 und 1866, als aus den damals zerklüfteten deutschen Landen die Abgeordneten zusammekamen, um mit einander zu beraten, wie die großen Sehnsüchte jener Generation, die Einheit und die Freiheit, zu erfüllen wären. Die Abgeordnetentage haben sie nicht erstritten, die Einheit nicht und die Freiheit auch nicht. „Ihre Bedeutung“, bemerkt Hermann Onken, „beschränkt sich auf die persönliche Annäherung.“ Aber gerade durch diese persönliche Annäherung wurden der Abgeordnetentag und sein Ausschuß doch auch mit zu Schrittmachern auf dem Wege, den hernach Otto v. Bismarck bis zum stolzen Ende ging.

Die Dinge liegen zwischen Deutsch-Oesterreich und Deutschland ja heute anders. Der Ausgangspunkt ist anders, die Ziele sind es auch. Aber in dem einen Stück gleicht dem Damals das Heute, daß es nottut, die Brücken zu schlagen, wie einst von einem Stamm zum anderen im ungeeinten deutschen Vaterland, so jetzt aus dem geeinten Reich zu den Blutsbrüdern in der Donaumonarchie. Wir müssen sie kennen lernen, die Bedingungen, unter denen sie leben, die Bedeutung, die ihre Schicksale, ihr Fortkommen und Gedeihen für das alte Habsburgische Reich haben und damit auch für uns. Mit einem Wort: wir bedürfen der oft so geringschätzig behandelten „persönlichen Annäherung“. Diesen Weg aber, den dritten, geht die Waffenbrüderliche Vereinigung. Sie denkt dabei nicht an Deutsch-Oesterreich allein; sie hat ihren Rahmen weitgespannt und will die kulturelle und persönliche Annäherung an alle Völker betreiben, die in diesem Ringen auf Leben und Tod mit uns Schulter an Schulter standen. Aber in dieser gewollt und betont unpolitischen Organisation bietet sie uns die Möglichkeit, daß zwei verehrte und vortreffliche Männer Deutsch-Oesterreichs am heutigen Abend zu Berlin reden. Und indem wir die Gäste und Stammesbrüder grüßen und von Herzen willkommen heißen, danken wir ihr dafür.

Dr. Richard Bahr.